

# „BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

## Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perasini. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung.)

Graf Leicester trank, seinem Stand gemäß, würdevoll; ihn erschütterte nicht so leicht etwas.

Hans Andorf stürzte mit glühendem Gesicht den Champagner hinunter. Nach einer verhältnismäßig kurzen Zeit war er betrunken.

Er blickte öfter zu Julianne hinauf und es zuckte in seinem Auge, wie von verhaltener Wuth.

Eben neigte Julianne ihr erregtes Gesicht dem Gutsherrn zu.

Die Blicke an der Damastdecke horchte sie auf seine Worte. Auch auf ihr Antlitz hatte das ungewohnte Getränk eine heiße Gluth gezaubert.

Sie zuckte zusammen, es überlief sie ein Schauer.

Der Baron hatte seine Hand auf ihren Arm gelegt; er that eine Frage.

In diesem Augenblick vergaß Hans Andorf völlig, wo er sich befand und was er selbst hier für eine Rolle spielte.

Alle die vornehmen Herren um ihn her versanken vor seinen Augen in ein Nichts; das Weß krampfte ihm die Brust zusammen.

Die Hände vor sich auf den Tisch gestützt, sprang er auf und seinem Munde entrang sich der laute Ruf:

„Julianne —!“

Doch war er nicht ganz zu Ende damit gekommen.

„Was wollen Sie?“ rief Kurt von Trautenau aufstehend.

Julianne war so sehr erschrocken, daß kein Wort über ihre Lippen kam.

Der alte Direktor näherte sich dem Gutsherrn; er war ganz verzweifelt über diesen Zwischenfall.

„Ach — wollen doch entschuldigen, gnädigster Herr! Der Mensch hat ein Auge auf meine Tochter geworfen, obwohl er weiß, daß ich so etwas niemals dulde. Nun ist ihm der Wein zu Kopfe gestiegen! Rechnen Sie es mir nicht an, meine Herren; ich bin gewiß ohne Schuld.“

Unter den Händen des Kollegen wand sich Andorf.

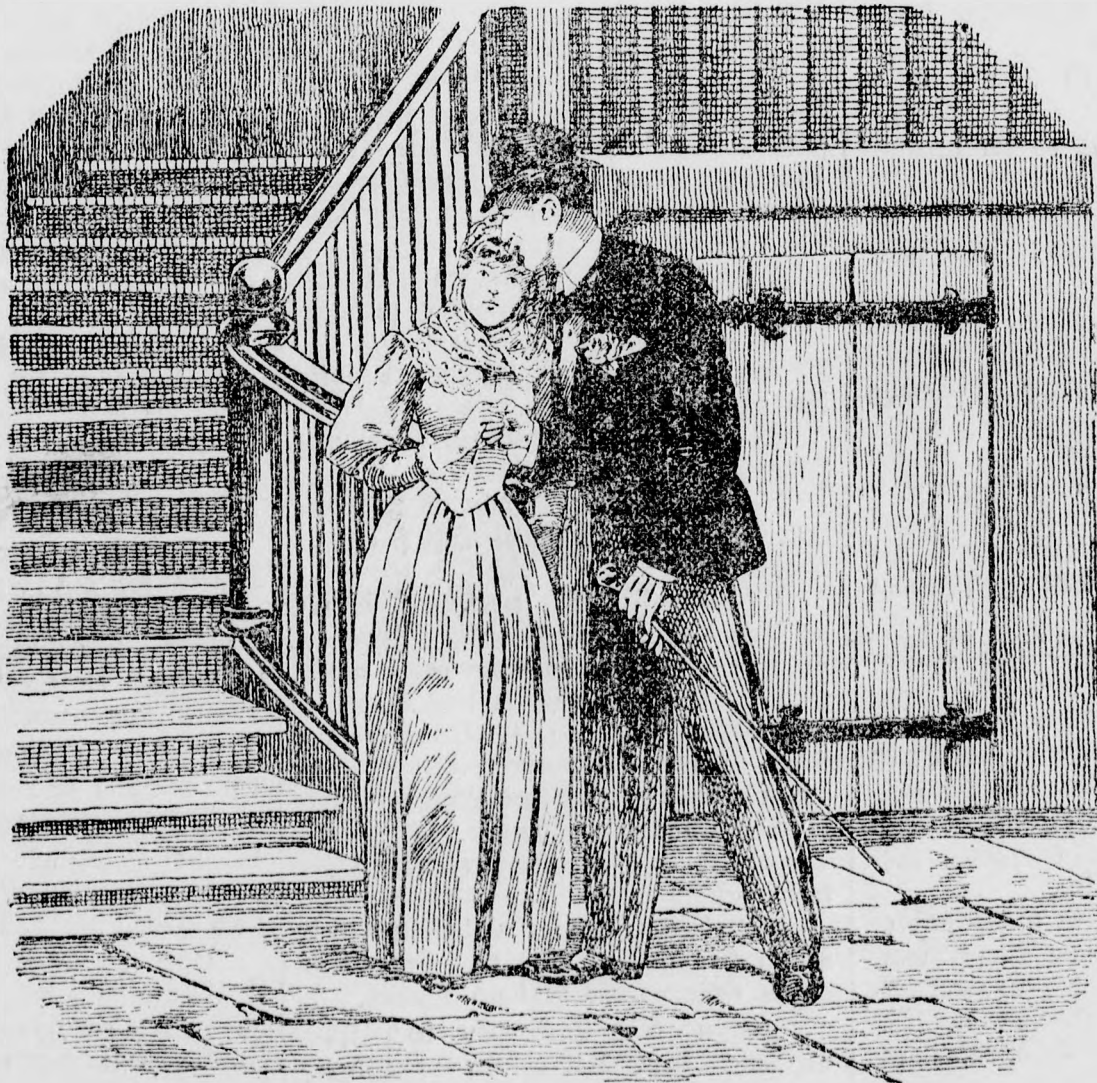
„Er wird zum Kuppler —!“ schrie er.

„Betrunkener!“ überdönte ihn Graf Leicester, faßte den Wüthenden am Arm und drängte ihn zur Thür hinaus. Erst draußen in der frischen Nachtluft ließ er ihn frei und stellte sich breit vor ihn hin.

„Bist Du verrückt?“ sagte er und seine Stimme klang

ganz anders, als vorher oder gar auf der Bühne.

Hans Andorf taumelte, hielt sich endlich an einem Lattenzaun fest und ließ den Kopf auf den gebogenen Arm niederfallen.



Der Theater-Teufel. Er hatte seiner Dame einen Kuß auf die Hand gedrückt.

Sein Kollege, Graf Leicester, hielt ihm den Mund zu, drückte ihn gewaltsam auf den Sessel zurück, während die Gesellschaft laut durcheinander rief.

„Donnerwetter! Was hat der Mensch?“ fragte Boden.

Der Nachtwind blies ihm über das erhitzte Gesicht und ernüchterte ihn etwas. „Ob Du verrückt bist, Kollege, frage ich?“ sagte Leicester.

„Ja;“ antwortete Andorf dumpf. „Wo wohne ich denn? Ich will heim.“ — „Das ist das Beste für Dich.“

Der ältere Kollege erfaßte ihn und führte ihn eine Strecke weiter.

„Du hast mir Deine gelben Beine heute zwar nicht geborgt,“ rebete er auf ihn ein, „aber wenn ich einen solch' jungen, dummen Menschen sehe, thut er mir doch leid. Du bist in die Juliane-verschossen, und möchtest nicht dulden, daß der junge Baron ihr Schmeicheltreden sagt? Dummer Tropf! Hast Du an der Anderen noch nicht genug? Wo Geld ist, ist auch der Herr!“

„Er wird sie unglücklich machen!“ rief Andorf hervor.

„Und wenn, was geht es uns an? Was geht Dich die Juliane überhaupt an? Geh' schlafen, damit Du morgen nächsten wirst.“

Und Hans Andorf ging schlafen. — Madame Herbst hätte ihren Nachbarn gar zu gern eine Geschichte in's Ohr ge-  
ziffelt.

Aber angefißt der Direktion unter-  
ließ sie dies. —

Mit einer halblauten Stimme, durch die es bebte von leiser Eifersucht, fragte Kurt:

„Julianne, was ist Ihnen dieser Mensch?“

Sie zürnte ihm nicht, ob der vertraulichen Anrede.

Ruhig, lachend blickte sie ihn offen an.

„Andorf? — Ach, nichts! Was sollte er mir denn sein?“

Mit Champagner schluckte Jeremias seinen Aerger hinunter. Dieser Andorf! Dieser Mensch!“ Die festliche Stimmung so zu zerreißen!

Wenn es ginge, noch am andern Morgen hätte er dieses widerspenstige Mitglied entlassen, mit Verlust des ganzen heutigen Theiles an der Einnahme, der mindestens vier Mark fünfzig Pfennige betrug.

Wo aber einen anderen, ersten, jugendlichen Liebhaber' hernehmen?

Die Herren schienen den Zwischenfall bereits auf die leichte Schulter genommen zu haben; dies tröstete ihn wenigstens.

Manchmal beobachtete Rohden den Freund, auch die Anderen wurden aufmerksam.

Kurt allein merkte es nicht, daß er das Ziel-Objekt so mancher Augen war. Er sprach nur mit Julianne und die Gesellschaft um ihn verschwand. Der Champagner hatte seine Schuldigkeit gethan.

Es war spät geworden und die Damen Herbst gähnten so erschreckend, daß Rohden den Vorschlag that, aufzubrechen. Die Herren waren damit einverstanden.

Kurt fühlte einen leichten Schlag auf der Schulter, der ihn aus seinem Sinnen-taumel weckte.

„Pardon!“ sagte Rohden. „Fräulein gestatten, daß wir unseren Freund entführen. Er vergißt Zeit und Stunde in Ihrer Gesellschaft.“

„Was willst Du, Rohden? Ach so! Ja; es ist sehr spät geworden!“ sagte Kurt, nachdem er einen Blick auf die Uhr geworfen. „Brechen mir also auf.“

Man erhob sich. Mehr oder weniger waren Alle etwas unsicher auf den Füßen.

Der dünne Intriguant schlief in der Ecke weiter. Das große Herbstboufett war über ihn gefallen! Niemand beachtete es.

Der Wirth machte eine Anzahl tiefer Bücklinge; die Ehre und der Verdienst einer solchen Sitzung waren selten.

Sein Gasthof wurde dadurch sehr renommirt.

Schon heute waren dageblieben: der Schulze, der Doktor, mehrere Bediente vom Schloß und eine Anzahl Dorf-bewohner.

Die Herren führten Madame Herbst mit ihren zwei Blüthen bis an die Treppe und nahmen dort in übertriebener Weise Abschied, was diese aber für voll betrachteten.

Selig tänzelten sie die Stufen hinauf und Madame hatte so viel Weines in sich, daß sie den Untenstehenden noch eine Kußhand zuwarf.

Rohden klemmte sein Monokle fester und schnarrte:

„Schnelbige Familie!“

Dann drehte er sich Boden zu, der dem Wirth versicherte, er möge sich bereit halten, in Zukunft noch einige solcher Abendessen geben zu können, worüber dem Mann vor freudiger Ueberraschung bald das Licht entfallen wäre.

Nun erst blickte sich Rohden nach Kurt um, der in dem Speisezimmer zurückgeblieben war — mit Julianne.

Eben kam Jeremias heraus und hinter ihm auch die Vermißten.

Mit vielen Dankes-Außerungen wankte Jeremias die Treppe hinauf.

Auf dem ersten Treppenabsatz angelangt, lehnte er sich voll Schlaf an die Wand.

Er wollte Julianne erwarten. Wenn der junge Baron noch einige Worte an sie richten wollte, so war dabei nichts Schlimmes. Er kannte ja sein Kind.

Rohden wollte an die Beiden herantreten, doch der angeheiterte Boden schob seinen Arm unter den des Leutnants und zog diesen zum Thor hinaus.

„Lassen Sie ihn doch; er wird schon kommen.“

Die beiden Junker unterhielten sich über das auffällige Benehmen ihres Gastgebers während des heutigen Abends.

„Lassen Sie Trautenau doch seine Passion,“ lachte Boden, der dazu kam; „mag er sich doch die Hörner ablaufen! Das Theater ist ein verdammt Magnet!“

Er dachte an seine eigene Frau.

„Eine kleine Diäson mit dieser Schottenkönigin —! Der Spaß wäre nicht schlecht!“

„Dazu ist Trautenau nicht der Mann,“ jagte der Leutnant. „Ist ein Phantast,

der sich aber den Teufel darum kümmert, was wir, oder die Welt von ihm halten. Er wäre im Stande, den dümmsten Streich zu machen.“

Seine weiteren Auslassungen mußte er unterdrücken, da sich Kurt näherte.

Er hatte seine Dame bis zur Treppe geleitet, dort einen Kuß auf ihre Hand gedrückt und fast bittend geflüstert:

„Auf Wiedersehen!“

Er sah nur ihr reizvolles Augenpaar auf sich herniederfunkeln, vernahm jedoch kein Wort mehr.

Hastig eilte sie davon. Gleich darauf vernahm man von oben das Rufen der Damen Herbst nach dem Wirth.

Sie fanden ihre Zimmer nicht. Mit dem Lichte eilte der Gerufene hinauf.

Der alte Direktor küßte vor dem Schlafengehen noch einmal sein Kind.

Er jubelte im Herzen. Solchen Erfolg wie hier hatte seine Julianne noch nie er-rungen.

Sie war sein Glückstern; er träumte die ganze Nacht von seinen „glänzenden“ Einnahmen.

Auch Julianne träumte — von einem goldenen Märchenschloß, in das sie ein Prinz entführte.

Er trug des jungen Gutsherrn Züge. Es war ein paradiesisches Eden.

Des Morgenlandes Palmen wiegten ihre stolzen Häupter. Springbrunnen rieselten im sanften Mondlicht, als wär's der Hof der Alhambra zu Granada.

Die Nachtigall schlug. Doch alles war so einsam, so ruhig; kein Lärm stieg auf, keine Musik ertönte, nur eine Harfe auf den Firsten sang ein leises Lied.

Und Julianne wollte plötzlich hinaus aus dieser Ruhe und war doch festge-bunden.

Umsonst, daß ihr der fremde Ritter all' seine Liebe bot, immer unerträglicher ward die Fessel.

Aus tiefstem Herzen schrie sie nach Befreiung und plötzlich stürzte all' die Pracht zusammen.

Es war wieder die graue, staubige Landstraße, auf der Julianne in ihrem zerrissenen Kleid dahinflah. Die ganze Welt lag im Sterben, kein Vogel sang mehr und die Sonne ging unter hinter dunklen Wetterwolken.

Mit einem Schrei erwachte Julianne, halb nachdem sie eingeschlafen war.

Als der Wirth den Damen Herbst geleuchtet hatte und eben seiner eigenen Schlafstube zuschreiten wollte, öffnete sich noch einmal die Thür hinter ihm.

Eine der Herbstblüthen streckte den Kopf heraus. Eine Reihe sehr weißer Zähne und eine spitze Nase lächelte ihn an. Verblüfft blieb er stehen.

„Gute Nacht!“ flötete die süße Stimme. Dann verschwand die Dame sofort wieder.

Schmunzelnd ging der Wirth vom Reichswappen nach seinem Zimmer.

„Nette, freundliche Dinger,“ sagte er sich und ehe er einschlies, überlegte er sich noch so Mancherlei.

Dies war der Beschluß der ersten, denkwürdigen Vorstellung von Jeremias Schmidt.

Dieser eine Tag hatte unendlich viel heraufbeschworen.

IX.

Jeremias setzte seine meist klassischen Vorstellungen fort und zwar mit gutem, klingenden Erfolg.

Der widerspenstige Mortimer hatte sich beruhigt, wenigstens äußerlich. Er verbarg den Kampf in der Tiefe seiner Brust.

Was konnte er auch zur Stunde thun, er, der arme Teufel, der wandernde Komödiant gegen den reichen Gutsherrn?!

Von den noch öfter stattfindenden animierten Sitzungen nach Schluß einer Vorstellung blieb er aber fern. Er wurde auch nicht dazu genöthigt.

Die beiden Junker aus der Umgebung Trautenau's waren auf ihre Güter zurückgekehrt.

Es wurde im Schlosse doch zu langweilig; das Theatervergügen sagte ihnen nicht mehr zu. Boden und der Leutnant verhielten sich noch abwartend.

Der Besuch der Theater-Vorstellungen war stets gut, da Kurt dafür sorgte, daß die dienstbaren Geister des Schlosses den kleinen Theatersaal füllten.

Er selber fehlte niemals.

Die Leistungen interessierten ihn gar nicht mehr und nur, wenn Julianne auftrat und ihr Blick ihn traf, lebte er auf.

Sein Benehmen brach im Allgemeinen erschreckend an Vereiztel zugenommen.

Häufig zog er sich von aller Gesellschaft zurück und machte dann die absonderlichsten Pläne.

Der alte Baron schüttelte sein graues Haupt.

Er versuchte wohl auch, in seinen Sohn zu bringen, aber es war vergebens. Nur Ausflüchte, hastig und voll Unruhe hervorgebracht, wurden ihm zu Theil.

Leutnant Rohden schüttelte ebenfalls den Kopf, tauschte jedoch gegen Herrn von Boden seine treffenden Bemerkungen aus.

„Werden sehen, Trautenau begeht wahrhaftig den dümmsten Streich der Welt. Er ist vollkommen unzurechnungsfähig geworden, ein Phantast und die Sache mit dieser Hege von Komödiantin ist weiter vorgeschritten, als wir beide mit unseren Augen bemerken können.“

Er neigte sich näher dem Ohre Boden's zu.

„Hatte neulich einmal eine schlaflose Nacht. Mondschein draußen — hol' mich der Henker! Wen glauben Sie, daß ich im Park bemerkte? Die Komödiantin von drüben.“

Boden lachte kurz auf.

„Nun und was weiter? Ein Liebesverhältniß! Ich könnte ihn um die Kleine beneiden!“

„Wenn Trautenau vernünftig wäre, hätte die Sache freilich keine Gefahr. Wäre eine ganz reizende Chose bei Mondschein-Beleuchtung. Aber so etwas darf doch nicht von Dauer sein. Hier liegt der

dunkle Punkt. Aber er denkt allen Ernstes daran, diese Komödiantin zur Schloßfrau zu machen.“

„Lächerlich!“ entfuhr es dem Munde Boden's.

„Haben ja Recht, mehr als lächerlich, geradezu ungeheuerlich! Blinder Thor, der die reizendste Mädchenknospe, Irene von Brettwitz, achlos weggab. Aber ich täusche mich nicht. Bemerken Sie, wie er langsam trachtet, sämtliche Verbindungen mit unserer guten Gesellschaft einfach abubrechen. Man zöge sich ohnehin nach dem Skandal von seiner Seite aus zurück. Das weiß er und greift vor. Er ist derjenige, der sich aus eigenem Antriebe schon jetzt eine Position außerhalb der Gesellschaft schafft. Er baut sich eine Welt nach seinen eigenen Ansichten. Nun flüht er nach einem passenden Weg, um dem alten Herrn Baron seinen Entschluß mitzutheilen. Aber hier wird er keinen finden. Deshalb nimmt er die Komödiantin selbst gegen den Willen des Barons. Sie werden ja sehen, wie alles dies eintrifft. Neugierig wäre ich aber schon jetzt, was er mit dem alten Direktor, kurz, mit der ganzen, zigeunerhaften Gesellschaft, anfangt.“

Boden zerbiß die Spitze seiner Zigarre; die Sache ließ ihn doch nicht so ganz gleichgiltig.

„Hören Sie, Rohden, wenn das geschieht, ist's der heilloseste Skandal, der je passierte!“

„Wird Trautenau wenig kümmern; er vernimmt den Lärm der Gesellschaft nicht mehr. Der alte Herr thut mir leid. Einziger Sohn, letzte Hoffnung; steht selbst am Rand der Gruft — was vermag er dagegen zu thun? Aber das kostet ein gut Stück vom Leben!“

„Wir sehen zu schroff, Rohden —“

„Nein, werden ja sehen, ich kenne Trautenau genau. Uebrigens habe ich vor, noch ehe mein Urlaub abgelaufen, von hier zu scheiden, wahrscheinlich die nächsten Tage.“

„Ach, nicht möglich!“ machte Boden höchst überrascht.

Der Leutnant verzog die Lippen.

„Was wollen Sie! Trautenau ist mir ein ganz lieber Kamerad gewesen. Jetzt weiß ich aber, daß ich ihm unbequem werde.“

„Hm! Schade! Habe mich eigentlich ganz gut hier unterhalten. Aber falls Sie wirklich abreisen, ist mir die Gesellschaft Kurt's doch etwas langweilig. Ich werde diesmal einen längeren Ausflug nach Spanien machen, denn meine Nachtigall —“

„Reizende Gemahlin!“ unterbrach Rohden. „Begrüße gar nicht, wie Sie es zu Wege bringen, beständig allein in der Welt herumzubummeln?“

„Ich habe meine guten Gründe dazu, bester Freund!“ sagte Boden, ironisch lächelnd. „Der Schwarze holt alles, was mit dem Theater zusammenhängt. Aber ich wette, Trautenau ergeht es noch weit schlimmer, wie mir.“

Eine milde Herbstnacht war herabgesunken.

Im Reichswappen gab es heute keine Vorstellung.

Madame Herbst saß in ihrer kleinen Stube beim Schein einer Lampe und nähte blinden Plüsch auf ein Kostüm, denn sie sollte nächstens die ‚Cheristane‘ spielen.

Ihre beiden Töchter befanden sich bei dem kugelrunden Wirth unten und daß die Mutter nichts dagegen hatte, war nicht ohne Grund.

Madame Herbst nährte die Hoffnung, daß hier im Reichswappen eine von den Weiden sitzen bleibe, das heißt, von dem lustigen Wittwer gehehlicht werde.

Darum wollte die Mutter den Leuten Gelegenheit geben, sich gegenseitig anzusprechen zu können.

Daß beide Töchter, Lydia und Bianca, sich unten befanden, diente zur Auswahl, denn der Wirth hatte sich bis jetzt nur ganz im Allgemeinen geäußert und es war ein Ding der Unmöglichkeit, herauszubekommen, welche er eigentlich zur Reichswappnerin machen wollte.

Lydia und Bianca, beide waren bereit zu dem Schritt und jede beargwöhnte die andere.

Sie waren bemüht, sich in das beste Licht zu setzen, trieben es sogar so weit, dem Wirth an ihren freien Abenden beim Bedienen der Gäste zu helfen. Sie entwickelten dabei eine große Arbeitslust und bald war es im Dorfe bekannt, daß man in keinem Lokal so gut und schnell bedient wurde, als im Reichswappen von den Komödiantinnen.

Der Wirth hatte davon keinen Schaden, und schenkte der Herbst'schen Familie sogleich die Miethen und später auch noch das Mittagmahl aus seiner Küche als Gegenlohn.

Die in der Welt herumgestoßenen Damen fühlten sich schon wie zu Hause.

Aus der Bedienung der Gäste machten sie sich nichts, denn sie wußten ja, daß der Wirth einmal keine Salondamen, sondern eine tüchtige Hausfrau brauchte. Daher der Eifer.

Auch heute war es so.

Der kleine Mann stand, mit einer blendend weißen Schürze angethan, hinter seinen Tässern und füllte lächelnd die Krüge, welche ihm die beiden Schauspielerinnen brachten. Auch Lydia und Bianca lächelten.

Has Andorf saß in der Vorderstube, nahe am Fenster, das auf die schon dunkle Straße hinausging.

Ihm gegenüber rückte der dünne Intriguant auf seinem Stuhl hin und her, fuhr mit den langen Armen über den Tisch und erklärte dem nur halb hinhorchenden Andorf, worin eigentlich das Glück und das Unglück der Welt bestehe.

Nach seiner Ansicht lag dies nur an einem vollen, oder leeren Magen.

Liebe und dergleichen wäre Unsinn, weil sie nur Hunger mache.

Deshalb keine Liebe, keinen Haß und Groll — nur zu essen und das Glück wäre fertig.

Hans Andorf hat ihn, zu schweigen; er ertrage solchen Blödsinn nicht.

Der Intriguant war beleidigt und blickte in sein Bierseidel.

Durch die Scheiben musterte Andorf die ziemlich einsame Straße, auf der sich jetzt nur wenige Personen zeigten.

Die Dellampe vor dem grell bemalten Wirthshauschilder, einem riesigen Wappen, warf einen fahlen Schein quer über den Hofraum.

Es wurde später und auch dunkler.

Blöcklich zuckte Andorf zusammen und drückte das Gesicht dichter an die Scheiben.

Durch den fahlen Lampenschimmer war eine Gestalt geeilt, hastig, als fürchte sie sich vor Entdeckung.

Der Wind blies ihr das leichte Tuch vom Haupt. In der Dunkelheit flatterte es einen Augenblick sichtbar. Dann war die Gestalt verschwunden.

Hans Andorf hatte die Farbe verloren.

Er blickte starr vor sich nieder, dann sprang er auf. Er schob den halb schlafenden Intriguant rücksichtslos beiseite und verließ die Gaststube.

Der alte, dünne Mann rief ihm noch sein warnendes: „junger Mann — junger Mann!“ nach, darauf trank er weiter.

Er hatte Freibier; Baron Kurt von Trautenau kam dafür auf, nachdem ihm der Intriguant einmal sein Leid geklagt hatte.

Vor dem Hause angelangt, that Andorf einen hastigen Schritt in die Dunkelheit, blieb aber doch darauf stehen und faßte sich an die Stirn.

Er sah sie ja doch nicht mehr, Julianne, die vorübergeflohen war.

Aber wohin sie ging, mußte er und heute sollte sich's entscheiden.

Er wollte Antwort von ihr haben, freiwillig oder gewaltsam.

Sie hatte voller Eile den Weg zum Schlosse eingeschlagen, als treibe sie das klopfende Gewissen. Er kannte diesen Weg und betrat ihn nach ihr.

(Fortsetzung folgt.)

### Unsere Gegenerde.

Von F. Clemens.

(Nachdruck verboten.)

Die alten Griechen . . . Doch ich sehe schon, unsere Leser wollen die Nase rümpfen. Was kümmern uns die alten Griechen? Denken sie, wir haben mit uns selbst genug zu thun. Und sie haben recht. Ich will mich deshalb nicht lange bei der Einleitung aufhalten und nur zum besseren Verständnis der gewählten Aufschrift bemerken, daß Pythagoras seinen Zeitgenossen von einer Gegenerde (Antichthon) erzählt, die sich in gleicher Entfernung vom Zentralfener befand, wie die Erde und die letztere bei ihrer Bewegung im Gleichgewicht erhielt.

Die Bezeichnung „Gegenerde“ hat nun häufig Anwendung auf einen Planeten gefunden, welcher in seinem gegenwärtigen Zustande der Erde am meisten vergleichbar

erscheint und von allen Weltkörpern, deren Beschaffenheit die forschenden Menschen bisher mit Teleskop, Spektroskop zu ergründen bestrebt waren, ausschließlich der Träger organischen Lebens im Sinne der irdischen Anschauungen zu sein vermöchte. Dieser Planet ist der Mars, dessen Verhältnisse in vieler Hinsicht eine frappante Ähnlichkeit mit denen unseres Sphäroids aufweisen. Das heißt, obiges „ausschließlich“ darf nicht so verstanden werden, als ob außer dem Mars kein anderer Himmelskörper in gleichem oder ähnlichem Zustande befindlich sei, der rothe Gessell ist nur der einzige Stern, von dem wir Erdenwürmer diese erstaunliche Thatsache festzustellen vermöchten. In unserem Sonnensystem stellt er sich allerdings als einziger Konkurrent der Erde zur Seite — allein, was will das besagen, da dasselbe ja im großen Universum nur ein Stäubchen bedeutet.

Der Mars kennzeichnet sich schon dem unbewaffneten Auge als ein großer Stern von düster rother Farbe, ein Umstand, dem er wahrscheinlich auch seinen Namen verdankt, denn Mars war bekanntlich der Kriegsgott der Alten. Da der interessante Stern in seiner Opposition der Erde sich bis auf 8 Millionen Meilen nähert, und ihr zur Zeit seiner größten Erdnähe nicht wie die Venus eine Sichelphase, sondern seine voll beleuchtete Scheibe zugehrt, so haben ihn unsere Astronomen mit so ausgezeichnetem Erfolge beobachtet können, wie — den Mond ausgenommen — keinen zweiten Körper am Himmelsgewölbe. Sogar Karten von ihm — zu Hunderten — sind angefertigt worden, die zwar mit denen des Mondes den Vergleich noch nicht aufnehmen können, die aber mit Rücksicht auf die zweihundertmal größere Entfernung doch unsere höchste Bewunderung verdienen.

An Größe steht der Mars der Erde beträchtlich nach, denn sein Durchmesser beträgt nur 6770 Kilometer, während die Erde einen solchen von etwa 1700 geographischen Meilen besitzt. Dagegen dreht sich der rothe Planet in fast derselben Zeit wie die Erde, und zwar in 24 Stunden 38 Minuten, um seine Achse und weist auch eine ähnliche Achsenstellung auf, welche einen dem unserigen nahekommenen Wechsel der Jahreszeiten zur Folge hat. Wunde umkreisen den „feurigen Stern“ — wie die Griechen ihn nannten — jedoch zwei, Phobos und Deimos, während Mama Erde nur einen Trabanten ihr eigen nennt; wir dürfen uns indessen damit trösten, daß die seinen viel kleiner sind, als unser treuer Begleiter, da jeder nur einen Durchmesser von etwa 10 Kilometer hat. Dafür gewähren sie ihrem Gebieter aber die Annehmlichkeit fast beständiger Beleuchtung. Braucht doch der eine nur 40 Stunden zu seiner Umbrehung um den Mars, und der andere gar nur etwas über 7 Stunden, unser Satellit dagegen einen ganzen Monat! Die Entdeckung dieser winzigen Sternchen, die am 11. und 17. August 1877 von Astronom Hall in Washington mit dem großen Refraktor von 66 Zentimeter Deynung gefunden wurden,

bedeutet einen außerordentlichen Triumph der astronomischen Wissenschaft.

Indessen sollten noch wunderbarere Dinge über den Mars bekannt werden. Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts entdeckte Huygens weiße Flecke an beiden Polen des Planeten, welche man leicht mit den Eispolen der Erde in Parallele stellen konnte. Später vervollständigten andere Forscher die Huygenssche Wahrnehmung dahin, daß die weißen Flecken an den Polen im regelrechten Verhältnis zu den Jahreszeiten des Mars ab- und zunahmen, das heißt, der weiße Fleck am Nordpol oder Südpol nahm an Ausdehnung zu, wenn der betreffende Pol seinen Winter, und verkleinerte sich, wenn derselbe seiner Sommer hatte. Dieselbe Erscheinung müssen die Astronomen des Mars zu beobachten Gelegenheit haben, wenn sie von ihrem Planeten aus unsere Erde betrachten! War somit das erkannte Phänomen ohne Schwierigkeit erklärbar, so gaben doch die weiteren Wahrnehmungen schier unerklärliche Räthsel auf. Es zeigten sich, von den atmosphärischen Gebilden deutlich unterscheidbar, gelbrothe und blaugrüne Flecken, welche die ganze sichtbare Scheibe — mit Ausnahme der weißen Stellen an den Polen — bedeckten dergestalt, daß die röthlichen Flecken allenthalben von blaugrünen durchbrochen wurden, gleichwie bei uns Wasser und Land wechseln. Große Strecken veränderten anscheinend in regelmäßigen, mit den Jahreszeiten in Verbindung stehenden Zeiträumen ihr Aussehen, so daß dasselbe bald auf das Vorhandensein großer Wassermassen, bald auf das von Land schließen ließ. Noch wunderbarer mußte irdischen Augen das Netz von ungeheuren Kanälen erscheinen, von welchen das Festland des rothen Planeten nach allen Seiten durchzogen ist und welche, indem sie sich an zahlreichen Punkten kreuzen, denselben in ein System regelmäßiger Dreiecke zu theilen scheinen. Die Kanäle gehen dabei stets von denjenigen Flecken aus, in denen man Meere oder Seen vermuthet, und münden stets wieder in solche zurück. Ihre Länge und Breite ist eine außerordentliche, erstere beträgt bis zu 90°, (der vierte Theil des gesamten Planetenumfangs), letztere schwankt zwischen 50 und 300 bis 400 Kilometer. Die merkwürdigste Entdeckung stand aber noch aus. Der berühmte Astronom Schiaparelli fand nämlich im Jahre 1879, daß einer der Kanäle sich plötzlich verdoppelt hatte, dergestalt, daß parallel mit ihm ein anderer Kanal von ganz ähnlicher Beschaffenheit sich hinzog, und bei der Fortsetzung seiner Beobachtung im Jahre 1882 bestätigte sich diese Entdeckung nicht nur, sondern dem überraschten Auge präsentierten sich zugleich eine Anzahl anderer Kanäle in demselben Zustande. Der Charakter dieser Verdoppelungen blieb ein ständig sich verändernder, bald wurden Kanäle völlig unsichtbar, bald verschwanden die Doppelgänger einzelner Kanäle u. s. w. Wie sollte man sich alle diese Erscheinungen erklären?

Wenn man die Vergleiche mit unserer

Erde fortsetzte, so lag die Idee ziemlich nahe, daß die hellen Flecken Länder, die dunklen Meere seien, eine Annahme, welche die weiter beobachteten Ereignisse bestätigen dürften. Denn was soll man in den sonderbaren Verdunkelungen gewaltiger Strecken anders erblicken, als periodische ungeheure Ueberschwemmungen, die mit dem Schmelzen des Schnees in der Polarzone des Mars in Verbindung stehen? Hierauf nimmt eine Hypothese Bezug, nach welcher der Mars als noch im Jugendzustand gedacht wird, wobei man auf den einstigen ähnlichen Zustand unserer Erde hinweist, während dessen ebenfalls gewaltige Hochwasser und Ueberschwemmungen auf unfrem Planeten herrschten, die jentgen aber, welche mit Vorliebe in dem Mars einen Träger organischen und intellektuellen Lebens erblicken, führen hingegen an, daß auf dem Mars infolge seiner geringeren Größe ja auch eine ganz andere Schwerkraft herrsche, wie auf der Erde und daher Ueberschwemmungen sehr wohl weit bedeutendere Dimensionen annehmen könnten, da der zu überwindende Schwerewiderstand ein weit geringerer sei. Nun aber die eigenthümlichen Kanäle? Für diese besitzen wir keine analoge Erscheinung, die uns das Phänomen im geringsten verständlich machen könnte. Es bleibt nur eine befriedigende Erklärung: Die mathematisch regelmäßigen Wasserläufe sind eben kein Werk der Natur, sondern die willkürliche Schöpfung intelligenter Wesen! Warum sollten die Bewohner des Mars, wenn es solche giebt, nicht durch gigantisches Entwässerungssystem sich vor den Schädigungen der alljährigen (hier sind natürlich Marsjahre gemeint) Ueberschwemmungen zu schützen suchen? Gewiß, die Hypothese ist nicht ganz von der Hand zu weisen und würde sicher immer festeren Boden gewonnen haben, wenn nicht plötzlich die räthselhafte Verdoppelung der Kanäle eingetreten wäre, welche zwar nicht gerade alle früheren Anschauungen über den Hausen wirft, aber doch in ihrer Eigenart und Seltsamkeit aller Versuche, sie zu erklären, bisher spottet.

Anfangs meinte man, es mit neuen Dauten zu thun zu haben, welche die Marsbewohner in der Periode der Entfernung des Mars von der Erde geschaffen hatten. Diese Ansicht mußte jedoch fallen gelassen werden, nachdem die Bildung von Verdoppelungen in unglaublich kurzer Zeit beobachtet worden war. Auch die Hypothese, der Planet sei ganz vereist und man habe in den Kanälen nichts als Wolken von Kohlen säure-Niederschlägen vor sich, fand wenig Anklang, während ein der französischen Akademie vorgeschicktes Experiment Meuniers, welches die Verdoppelungen als optisches Phänomen erscheinen läßt, ernste Beachtung verdient. „Meunier trug“, wie die Zeitschrift „Himmel und Erde“ mittheilt, mittelst eines schwarzen Firnis, die hauptsächlichsten Linien und Flecke der Marskarte auf eine polirte Metallplatte auf und beleuchtete letztere durch den Strahl einer Lichtquelle; dann hielt er über die Platte, parallel mit ihr und wenige Millimeter entfernt, einen mit seinem Nussfaden bespannten Rahmen.

Die Linien und Flecke waren dann auf dem Gewebe doppelt wahrnehmbar Meunier meint nun, indem er diesen Versuch auf die Erklärung der Verdoppelung der Marskanäle anwendet, daß das Luftmeer des Mars nicht immer klar, sondern bisweilen vielfach mit Nebel angefüllt sei, welcher sich auf große Entfernungen hin zu einer Nebelfläche ausbreiten und, von der Erde aus gesehen, eine feine Durchsichtigkeit, wie die Nussfaden über der Metallfläche, zeigen könnte. Die von der Sonne kommenden Strahlen werden von der Marsoberfläche reflektiert und die Schatten der Kanäle werden uns auf der Nebelfläche sichtbar: wir sehen die Kanäle doppelt.“

Inzwischen hat die Annahme einer künstlichen Herstellung der Marskanäle eine weitere Bestätigung erfahren durch die bedeutsamen Forschungen des Amerikaner Lowell aus Boston, welcher dem Mars während seiner Annäherung an die Erde im Jahre 1894 von einem in Arizona in beträchtlicher Höhe eigens zu diesem Zwecke hergestellten Observatorium mit einem vorzüglichen Instrument fortgesetzt beobachtete. Lowell läßt auf Grund seiner Beobachtung die Anschauung, daß die Kanäle künstliche Erzeugnisse sind, als wohl glaublich erscheinen, wie er auch die wahrgenommenen Veränderungen auf ein allgemeines Frühlings-Hochwasser zurückführt. Die von ihm aufgenommenen Karten zeigen in der That die Anordnung dieser merkwürdigen Linien als eine solche, daß derselben ein zweckmäßiger Plan zu Grunde zu liegen scheint.

Doch das sind nicht die einzigen Ergebnisse, zu welchem die Annäherung des Mars im vorigen Jahre geführt hat. Lowell entdeckte auch, daß ein Kontinent zum Theil im Meere versunken und kleiner geworden war, als ihn Schiaparelli 1877 gesehen hatte. Ferner wurden zum erstenmale Wolken in der Marsatmosphäre zweifellos konstatiert, ebenso sah man zum erstenmale auch die Eisdecke des Mars-Südpoles im Sommer der Südhalbkugel ganz abschmelzen. Was bisher nur mit dem Eisfleck am Nordpole geschah. Einige neue Kanäle wurden entdeckt und wiederum Verdoppelungen von solchen beobachtet, auch schienen Unregelmäßigkeiten in der Grenze zwischen Tag und Nacht auf bergige Unebenheiten hinzudeuten. Noch eine andere wichtige Feststellung gelang: Zwei kürzlich beendete, auf ganz verschiedenen Wegen geführte Untersuchungen ließen zweifellos, daß der Planet Mars eine viel stärkere Abplattung besitze, als die Erde. Der Aequatordurchmesser des Mars erwies sich um  $\frac{1}{100}$  größer als sein Polardurchmesser, was nahe 35 Kilometer ausmacht.

Das sind doch wahrlich staunenerregende Entdeckungen! Dem Laien wird freilich immer die Existenz menschenähnlicher Wesen am interessantesten sein. Mit Sicherheit läßt sich die Frage natürlich nicht entscheiden, denn hinkommen wird so leicht kein Mensch. Da wir aber annehmen müssen, daß die Bildung organischen Lebens, sobald die Bedingungen dafür vorhanden sind, eine natürliche Nothwendigkeit ist, so

erscheint es folgerichtig, unserer Logik auch für den Mars die allgemein gültigen Naturgesetze zur Basis zu geben, wenn bei der Dürftigkeit des bisher vorliegenden empirischen Materials der ernste Forscher in seinem Urtheil eine entsprechende Zurückhaltung bewahren muß.

## Am „Tische der Natur“.

Von Hermann Grelting.

(Nachdruck verboten.)

Am „Tisch der Natur“ speisen wir Erdenwürmer eigentlich immer, mögen wir genießen, was wir wollen. Doch macht es einen Unterschied, ob wir die Speise, die wir essen, direkt aus den Händen der Natur empfangen, oder ob sie durch den Einfluß der menschlichen Arbeit im Grunde ein Erzeugniß der wirtschaftlichen Thätigkeit wird. Wenn ich also vom „Tische der Natur“ spreche, so lade ich den geehrten Leser zu einem Gastmahl ein, wie es die gütige Natur direkt für uns hervorzaubert, bestehend aus köstlichem Obst und süßschmeckenden Beeren. Nach Herzenslust wollen wir schmausen und speisen: unserem Körper erzeugen wir nur einen Gefallen mit der vorzüglichen Mahlzeit, sofern wir vorsichtig sind, und uns den Magen nicht überladen und nicht unpassende Getränke dem genossenen Obst folgen lassen.

Am meisten jubelt wohl die Schaar der Kinder, die sich nicht genug thun kann am Genuße saftiger Kirschen, würziger Johannis- und Erdbeeren. Wer von uns hätte nicht, falls seine Angehörigen überhaupt einen Garten besaßen, wenigstens einmal den Lockungen der schwarzen und rothen Früchte nachgegeben und trotz des strengen elterlichen Verbotes im eigenen Heim den fecken Räuber gespielt? Die Versuchung ist ja auch zu groß; man mache die Natur verantwortlich, welche den Kirschen, Nespeln, Birnen und Beeren das verführerische Aeußere verliehen hat, und nicht das schmachtende, verlangende Kinderherz, das noch nicht der Stimme der Vernunft, sondern natürlichen Instinkten Folge leistet. Es giebt ja auch in der That kaum einen reizvolleren Anblick, als einen vollbehängten Baum oder Fruchtstrauch, man fragt sich unwillkürlich, was wohl schöner anzusehen ist, der Baum in seiner duftigen, zarten Blüthe, oder der dunkelbelaubte Baum mit dem üppigen Anhang der prächtig rothen, schwarzen oder goldenen Früchte.

Sogar die goldenen Äpfel des Südens, die prunkvollen Apfelsinen, sinken in unserer Werthschätzung, wenn uns die weniger farbenprächtigen, aber dafür um so viel gesünderen, bescheidenen Früchte unserer Heimath reifen. Wie schnell essen wir uns die anmaßenden Orangen zum Ueberdruß, während wir des Genusses unserer Reinetten, Goldbirnen, Zwetschgen, Pfirsiche nie müde werden! Also ans Werk, pflücken wir vom Baume, solange die erquickende Beute winkt. Noch hat die Natur zwar nicht ihre ganze reichhaltige Speisekarte ge-

schrieben, aber auch die menschliche Genußfähigkeit ist ja beschränkt, was sollten wir thun, wenn alle unsere Lieblingsfrüchte auf einmal reifen wollten? Besser schon so, wie es ist, wir machen mit Kirichen, Pflirschen und Beeren den Anfang, später lassen wir uns dann Birnen und Äpfel munden und delectieren uns an den süßen Mohrenpflaumen!

Wenig fragen wir danach, daß wir uns in einem thatsächlichen Irrthum befinden, wenn wir die Erd- Brom- und Himbeeren zu den Beeren zählen. Die Wissenschaft unterscheidet nämlich echte und zusammengesetzte Beerenfrüchte und Scheinbeeren. Die Erdbeere ist nur eine Scheinbeere, während die Him- und Brombeeren zu den zusammengesetzten Beerenfrüchten und nur die Johannis-, Stachel- und Weinbeeren zu den echten gehören. Eher kümmern uns schon die Eigenschaften des Obstes, welche in die praktische Botanik hineinspielen. Welch üble Erfahrungen würde z. B. eine Hausfrau machen, die nicht berücksichtigen wollte, daß sich unsere Beeren nur kurze Zeit in frischem Zustande aufbewahren lassen! Sie haben die rasche Verderblichkeit mit allem Sommerobst gemein, das wie sie, bald nach der Reife verbraucht werden muß. Man rechnet dazu alle bis Ende September reisenden Kern- und Steinobstsorten. Im Gegensatz zum Sommerobst bedarf das Herbstobst (von Anfang Oktober bis Mitte November) eines kurzen Lagerns vor dem Genuß, und das Winterobst gar hält sich lange Zeit frisch, wenn man es an einem kühlen und trockenen Orte aufbewahrt. Uns interessiren hier nicht die zahlreichen botanischen und lateinischen Benennungen, die unendlichen Sorten u. s. w. Dagegen möchten wir gern wissen, wo das köstliche Aroma der meisten Früchte eigentlich herkommt und wie der schöne Glanz mancher Äpfel und Birnen entsteht. Beides vermögen wir leicht zu erfahren. Während die Frucht in der Reife begriffen ist, bildet sich der Fruchtsäfter, dessen größere oder kleinere Menge den aromatischen Gehalt bedingt. Der herrliche Glanz aber besteht aus Wachs. Der Werth des Genußes frischen Obstes für den menschlichen Organismus beruht nicht sowohl auf dem Nährwerth desselben, denn dieser ist des reichen Wassergehaltes halber nur ein geringer, als auf der leichten und schnellen Verdaulichkeit der im Obste enthaltenen Nährstoffe, ihrer raschen Aufnahme in das Blut und der erquickenden Wirkung in der heißen Jahreszeit. Daher der Ausspruch: „Obst ist gesund,“ und man braucht kein fanatischer Anhänger der Naturheilmethode zu sein, um von der heilsamen Kraft des Obstes überzeugt zu sein. Jeder Arzt empfiehlt seinen Genuß blutarmen, nervenschwachen und bleichsüchtigen Personen. Besonders den Kindern ist das Obst, mäßig und vorsichtig verabreicht, erfahrungsgemäß sehr zuträglich, namentlich während der Entwicklungsperiode. Allerdings soll es nur in reifem Zustande genossen werden, da es unreif leicht nachtheilige Folgen hat. Die Reife erkennt

man am besten an dem Schwarz- oder Braunwerden der Kerne des Kernobstes, außerdem an der Weichheit des Fleisches, dem schönen Aroma und der Süßigkeit der Frucht.

Vor allem erfreuen sich Heidelbeeren eines hohen Renommés in medizinischer Hinsicht. Getrocknet und auch frisch finden sie Anwendung bei schwächenden Diarrhöen, in Gestalt von Wein haben sie eine stärkende, kräftigende Wirkung. Aus Himbeeren bereiten wir das Labial der Kranken, die erfrischende Limonade, auch finden dieselben Verwendung bei Fieber und Entzündungen, und die Blätter werden ihrer zusammenziehenden Wirkung wegen von Landleuten hin und wieder noch als Thee benutzt. Die Blätter und Beeren der schwarzen Johannisbeere, die sich durch ihren starken, aromatischen Geruch und die größeren Früchte vor den rothen auszeichnen, werden gegen Wassersucht und Verstopfung angewendet, vertreten wohl auch in geringer Quantität die Stelle des Waldmeisters bei der Maiweibereitung. Früher sollten die Beeren sogar die Gicht vertreiben können.

Nur das wenigste Obst wird indessen in frischem Zustande verzehrt. Erst durch die durch zahlreiche Manipulationen gegebene Möglichkeit, das Obst nicht nur lange Zeit zu konservieren, es nach weitentlegenen Gegenden zu versenden oder in ganz andere, haltbare Formen zu bringen, gewinnt der Obstbau im vollen Sinne seine volkswirtschaftliche Bedeutung. Die folgende kurze Aufzählung der wichtigsten Konservierungsmethoden mag einen Begriff von der großen Zahl und Mannigfaltigkeit der zur Obstverwerthung gefundenen Mittel geben. Am beliebtesten ist das Einkochen und Dörren des Obstes. Man bereitet, wenn man erstere Methode vorzieht, entweder Marmelade oder Obstmus, Obstkraut, Gelee, Latwerge oder Obstsenf. Oft kommt das Obst auch in Gestalt von Obstpasten auf den Markt, das ist in stark eingedickter, in tafelförmigen Stücken getrockneter Form, in der es sich lange aufbewahren läßt. Durch erneutes Aufkochen erhält man ein vorzügliches Kompott. Manche Obstsorten werden als „kandierte Früchte mit einer Zuckermantelung versehen, andere in wohlgeschmeckendes „Früchtenbrot“ verwandelt, andere Früchte in Rum konserviert (sogenanntes Rumtopfobst) und wieder andere als Obstkonerven in Zucker eingekocht und in verschlossenen Blechbüchsen oder Gläsern aufgestellt. Gebackenes oder gedörrtes Obst findet ebenfalls allgemeine Verwendung. Das Dörren geschieht in Backöfen oder Obstbarrn, viele Hausfrauen dörren sich ihren Bedarf auch wohl auf dem Heerd. Ferner bereitet man aus allen Beeren-, Kern- und Steinobstarten wohlgeschmeckenden Obstwein, hauptsächlich aus Äpfeln, Johannis- und Heidelbeeren, davon Johannis- und Stachelbeerweine oft in einer Stärke und Güte, daß sie oft wie Cherry oder Portwein schmecken. Ganz besonders großartig wird die Heidelbeerweinfabrikation betrieben, die in den letzten zwölf Jahren in Deutschland ge-

waltig in die Höhe gegangen ist. Jährlich werden mehr als 300 000 Liter des seiner magenstärkenden Eigenschaften wegen immer mehr in Ausnahme kommenden Getränkes produziert. Auch Essig und Syrup, sogar Brantwein wird aus verschiedenen Obstsorten hergestellt.

Aus obigem erhellt zur Evidenz die erhebliche Bedeutung des Obstbaues für das wirtschaftliche Leben des Volkes. Kein Wunder, daß die Regierung seit Jahren bemüht ist, diesen nützlichen und wichtigen Kulturzweig in unserem Vaterlande nach Kräften zu heben, trotzdem produziert Deutschland durchschnittlich noch lange nicht soviel, als gebraucht wird. Vereine, staatliche Institute und hervorragende Obstbauschulen sind unermüdet im Sinne der Ausbreitung der Obstzucht thätig, so daß wir uns von Frankreich, das früher fast unsern gesammten Bedarf an Bäumen lieferte, mehr und mehr emancipiert haben. Zur Zeit gelten Süddeutschland, Böhmen, Sachsen, Thüringen und einzelne Bezirke Norddeutschlands als die besten Lieferstätten. Für die armen Bewohner mancher Waldgegenden bildet der gute oder schlechte Ausfall der Heidelbeerernte geradezu eine Lebensfrage. Wer Ende Juni oder Anfang Juli den Thüringer Wald besucht, der genießt des öfteren, vorausgesetzt, daß er zeitig genug nach ist, das staunenswerthe Schauspiel, die sämmtliche Einwohner eines Dorfes mit Ausnahme der Greise und Säuglinge auszuziehen zu sehen, Männer, Frauen und Kinder, alle Erwachsenen mit Tragkörben auf dem Rücken und Krügen und Körben in der Hand. Mit dem grauen Morgen zieht man aus und kehrt bei Einbruch der Nacht mit den gefüllten Gefäßen totmüde zurück. Die Kinder leben in dieser Zeit in der Hauptsache von Brot und Heidelbeeren, zufrieden und vergnügt erblickt man sie bei ihren Spielen, ein Stück trockenes Brot in der Rechten, einen Strauß Heidelbeerkraut in der Linken. Von den Männern werden alsdann die Beeren auf Handwagen oder von einzelnen Pferden oder Hunden gezogenen Karren in viele Stunden weit entfernte Städte gefahren, wo sie mit ihrem einbüßigen Lockruf: „Heidelbeeren, kauft Heidelbeeren!“ die Kinder scharenweise um ihr primitives Fuhrwerk versammeln.

Und nun zum Schluß noch eine kleine Berichtigung. Ehre, wem Ehre gebührt! Wir sind der Natur dankbar für ihre freundlichen Spenden, dürfen aber auch der Verdienste der Menschen nicht vergessen. Denn ohne seine mühevollen, zielbewußten Arbeit und Pflege würden wir uns nimmer der saftigen Früchte in so köstlicher Qualität erfreuen, wie wir sie zu verspeisen gewohnt sind. Sind sie doch (mit Ausnahme einzelner Beerenarten) im wilden Zustande sauer, hart, klein und unschmackhaft. Einer tausendjährigen Kultur bedurfte es, um die meisten unserer jetzigen Obstsorten hervorzubringen. Die widerspenstigen, schlecht gewachsenen Wildlinge mußten durch sorgsame Pflege, Verpflanzung, Düngung u. s. w. allmählich verebelt und verbessert werden. Man vergleiche nur unsere kleine, unschein-

fare Walberbeere mit der Pflanzananas unserer Gärten, oder die sogenannte Holzbirne mit einer herrlichen Gartenbirne! Daran erkennt man, was die menschliche Kunstfertigkeit und Arbeit aus dem einfachen Naturprodukt geschaffen hat! Und zwar schon in alten Zeiten, da bereits die Griechen und Römer eifrig Obstbau trieben, ja letztere sogar als die Begründer unseres heimischen Obstbaues zu betrachten sind, indem sie die besseren Obstsorten bei uns einfuhrten und den Germanen die Kunst des Pfropfens lehrten. Seitdem sind die Schüler wohl die Meister geworden, allerdings Meister, die immer noch nach höherer Vervollkommnung streben. In erster Linie gilt es, dem so wertvollen Obstbau immer neue Freunde zu erwerben, ist es doch schade um jeden Platz, der unbenutzt bleibt. Mit Recht geben unsere pomologischen Vereine die schöne Parole aus:

„Pflanz' einen Baum  
Im kleinsten Raum,  
Und pflege sein,  
Er bringt Dir's ein!“

## Frische Zimmerluft im Winter.

Von Dr. Hans Frölich.  
(Nachdruck verboten.)

Die stete Sorge für reine frische Luft in unseren Wohnungen ist recht eigentlich eine Lebensfrage; denn die Luftverderbnis in den Zimmern bewirkt langsam einher schreitende, unmerkbar ihre traurigen Folgen steigende — und deshalb leider von so Wenigen erkannte — Blutvergiftung, welche sich in Siechthum, Nervenschwäche und übermäßiger Reizbarkeit, in Hypochondrie und Hysterie ausdrückt. Die verdorbene Luft verdirbt den Menschen; wie der Leib wird auch der Geist schlaff und stich. Daher müssen wir namentlich im Winter die größte Sorgfalt auf eine genügende Lüfterneuerung in unsern Zimmern verwenden weil wir alsdann die Stuben wegen der Kälte fest verschließen, ja sogar mit Doppelfenstern und Doppelthüren versehen. Auch wird im Winter die Zimmerluft noch weit mehr verunreinigt als im Sommer, da wir beständig heizen und einen großen Theil des Tages Licht brennen. Und wieviel Kohlen- säure durch die Beleuchtung an den langen Winterabenden sich ansammelt, können wir daraus ersehen, daß durch das Verbrennen von nur einem Dezimeter einer gewöhnlichen Stearinkerze schon 47 Liter der giftigen Kohlen- säure erzeugt werden.

Vielfach wird nun darauf hingewiesen, daß die Kohlen- säure bedeutend schwerer sei als die atmosphärische Luft, sich daher am Fußboden ansammeln müsse und erst eingatmet werde, wenn sie einen Raum von ungefähr 1 1/2 Meter Höhe — die Mund- höhe des Menschen — ausfülle. Dem ist aber nicht so. Die Kohlen- säure wie die luftförmigen Verunreinigungen dehnen sich durch die Stubenwärme bedeutend aus, werden also leichter, mischen sich auch mit den ausgeatmeten Wasserdämpfen und haben

stets Neigung, in die Höhe zu steigen. Daher fand Roscoe in einem Theater die Luft im Par- terre mit nur 2,6 Tausendstel Kohlen- säure vermischt, dagegen auf den Gallerien mit 3,2 Tausendstel, und Bettenhofer hat in einem ventilirten Saale 1 1/2 Dezimeter über dem Fußboden 0,38 Tausendstel, und 6 Dezimeter von der Decke entfernt 1, 71 Tausendstel Kohlen- säure gefunden.

Man hat sich auch auf die von den hygienischen Autoritäten bewiesene That- sache berufen, daß die Binnenluft fort- während von außen erneuert wird, selbst wenn man Thüren und Fenster noch so dicht verschließt. Wozu also dann noch besondere Ventilation anwenden und die Zimmerwärme vergeuden? Ja, woher stammt denn aber diese eindringende Luft? Ist es auch wirklich frische, reine Außen- luft? Genaue Versuche haben ergeben, daß durch eine Ziegelsteinmauer auf einen Quadratmeter in einer Stunde nur zwei Zehntelliter Luft eindringen, und zwar bei einem inneren und äußeren Temperatur- unterschiede von 30 Grad, während bei geringerem Unterschiede die Lüfterneuerung noch bedeutend abnimmt. Auch durch fest verdrichtete Fenster und Thüren kann nur wenig Luft eindringen. Folglich strömt ein großer Theil der neuen Luft durch die hölzernen, undichten Fußböden und Decken ein, und zwar um so mehr, je kälter das Zimmer unter uns ist, was wir ja auch an den frierenden Füßen in sonst ganz warmer Stube sehr wohl merken. In dem Zwischendeckmaterial unserer bekanntlich sehr undichten Fußböden häuft sich nun allmählich eine große Menge Schmutz an, welcher sich von Jahr zu Jahr vermehrt; es entwickeln sich darin verschleierte Gärungs- und Fäul- nisprozesse, reichlich unterhalten durch das eindringende Schmutzwasser vom Scheuern, und durch die Exkremente von Mäusen und anderem Ungeziefer. Strömt nun die Luft durch solch einen verpesteten Fußboden, so wird sie natürlich bedeutend verunreinigt. Es ist also zwar ganz richtig, daß unsere Stubenluft fortwährend zum Theil erneuert wird, aber keineswegs immer im guten Sinne. Deshalb bleibt uns weiter nichts übrig, als durch geöffnete Fenster und Thüren die frische Luft einzulassen. Dabei haben nun Manche die Gewohnheit, die oberen Fensterflügel recht oft ein wenig aufzumachen, um, wie sie meinen namentlich die unreine Luft unter der Decke durch frische zu ersetzen. Diese Methode ist aber nicht zu empfehlen. Denn einerseits strömt dabei gerade die warme Luft unter der Decke sehr schnell aus, wodurch das Zimmer kalt wird, und andererseits kühlt die ein- dringende kalte Luft die mittlere, noch kohlen- säurehaltige Luftschicht rasch ab, und bewirkt somit ein Niedersinken derselben. Macht man nun das Fenster wieder zu, so dehnt die Ofenwärme diese, sowie die eben aus dem Fußboden aufgestiegene unreine Luft aus und läßt sie dadurch wieder zur Mundhöhe des athmenden Menschen steigen.

Eine wirklich rationale Luftreinigung können wir einzig und allein durch eine, wenn auch seltener ausgeführte, so doch

vollständige Oeffnung aller Fenster und Thüren erreichen. Nur dadurch wird ein energischer Luftzug bewirkt. Vermehren können wir diesen noch durch Wehen mit Kleidungsstücken oder durch recht schnelles Auf- und Zumachen der Thüre, indem wir, um das laute Zullappen zu vermeiden, uns vor dieselbe stellen und sie von einer Hand in die andere werfen. Dadurch wird die schlechte Luft aus dem ganzen Zimmer, aus den Ecken und unter den Möbeln vertrieben und durch frische, reine, direkt von außen bezogene Luft ersetzt. Auch werden mit den gasförmigen Stoff- wechsel- und Zerfallsprodukten die Mikroorganismen und etwaige Infektions- träger möglichst vollständig entfernt. Letztere senken sich nämlich bei unbewegter Luft rasch zu Boden. Wird dann nur das Fenster geöffnet, so bleiben sie ruhig sitzen. Wenn dagegen in der vorhin angegebenen Weise ein energischer Durchzug gemacht wird, so werden sie angewirbelt und ver- jagt. Auch ist dabei der Wärmeverlust kein so großer, als man annehmen sollte. Denn, nochmals bemerkt, nicht auf das lange Lüften kommt es an, sondern auf den schnellen, heftigen Windzug, den man künstlich hervorruft. Dabei werden Ofen und Wände nur sehr wenig abgekühlt, so daß durch ihre nachherige Wärmeausstrahlung bald wieder eine gemüthliche Temperatur eintritt.

Auch grüne Pflanzen in den Zimmern tragen viel zur Reinigung der Luft bei. Doch wähle man nicht zu viel blühende oder gar stark riechende sondern hauptsächlich schnell wachsende Blatt- und Schlingpflanzen. Der Grund des Nutzens liegt darin, daß die für Menschen schädlichen Gase (Kohlen- säure, Ammoniak) von den grünen Blättern aufgesogen und das für Menschen nützlichste Gas (Sauerstoff) von ihnen ausgehaucht wird. Ebenso trägt ein häufiges Besprühen der Pflanzen, welches zum Gedeihen derselben durchaus notwendig ist, in hohem Maße zur Erfrischung von Geist und Körper der Stubenbewohner bei. Und außerdem, was für eine herrliche Zierde bilden Schlingpflanzen, zu Festons und Lauben gezogen, in jedes Zimmer! Wie schön, traulich und heiter ist solch ein grün bekränzter Wohnraum, der im eisigen Winter die Erinnerung an die Freuden der sommer- lichen Natur wachruft! Möge daher Jeder mit der Pflege dieser gesunden Liebhaberei den Nutzen einer Luftreinigung verbinden, indem er seine Stadtwohnung mit frischer Landluft versetzt!

## Die Schönheit der Frau.

Von Dr. Otto Gottschiff.  
(Nachdruck verboten.)

Keitheit und Hygiene sind Verwandte, die sich nie zanken, sondern stets Hand in Hand gehen.

Ein weibliches Wesen ist vollkommen „schön“, wenn man diesen Begriff nach den höchsten Anforderungen der Maler, Bildhauer und Anatomen auf- faßt. Nicht einmal ein Antlitz läßt sich

unter den Lebenden auffinden, welches den Gesetzen idealen Ebenmaßes vollkommen entspräche, geschweige denn ein in seinem ganzen Bau dem Ideale entsprechender Körper. Immer wird irgendwo eine Regelmäßigkeit die reine Harmonie beeinträchtigen. Und was wäre auch gewonnen, wenn ein solcher Fund gelänge? Im günstigsten Falle eine belebte Statue. Kann es ein Wunsch geistbegabter Wesen sein, mit den archaischen Sammlungen zu wetteifern? Stehen Menschenwürde und Frauenwerth nicht höher im Preise, als ein behauener Marmorblock? Die wahre Schönheit besteht nicht in Form und Farbe, wie sie in der Wachsputze zu finden sind, denn die Frische der Jugend und eine Haut wie Milch und Blut vereinigen sich oft in einem Gesicht, das doch nicht entzückt, weil ihm Leben und Ausdruck mangelt. Daher ist auch „männergewinnende“ Liebllichkeit nicht an zwanzigjährige Schönheit gebunden. Helena war vierzig Jahre alt, als sie sich mit Perikles vermählte; Anna von Oesterreich hatte das 38. Jahr erreicht, als sie für die schönste Frau Europas galt; und Diane de Poitiers gewann sich mit 36 Jahren die Liebe Heinrichs II. Es ist also ganz ungerechtfertigt, wenn man eine Frau von 30 Jahren bereits als passé bezeichnet. Wahre Schönheit beruht auf gesundem, frischem Aussehen, durchstrahlt von Zufriedenheit und lieblicher Anmut. Eine solche Schönheit bewahrt sich bis in's hohe Alter, wie „Frau Wohlgemut“, Goethes Mutter, bewiesen. Ninon de Lenklos besaß bis an ihr Lebensende im 90. Jahre stets eine zarte, schwellende, jugendliche Haut. Als sie einst von einem Verehrer um Mittheilung des Geheimmittels gebeten wurde, das ihren Teint so wunderbar frisch erhalten, zeigte sie ihm — einen Krug mit kaltem Wasser und ein Stück Flanell; das waren ihre „Geheimmittel“!

Um die Gesichtshaut jugendlich frisch zu erhalten, muß man die Oberhaut durch einen weichen Lappen und kaltes Wasser Tag für Tag von den trockenen, grauen Schuppen befreien und zur verjüngenden Neubildung anregen. Hierdurch wird zugleich die darunter befindliche sog. Lederhaut blutreicher gemacht und zur kräftigen Ernährung der Oberhaut veranlaßt. Dann sind auch die Hauptporen stets geöffnet und können ihre wichtige Thätigkeit der Ausdünstung und Hautathmung ungehindert vollführen. Werden sie aber mit Schminke und Puder verklebt, so stellen sich später

Mittler und andere häßliche „Pusteln“ ein.

### Gemeinnütziges.

Ueber das Schlafen der Kinder. Ein gesundes Kind schläft immer mit geschlossenen Augen. Sind dagegen die Augenlider im Schlafe halb geöffnet, schläft das Kind sehr unruhig und knirscht dasselbe mit den Zähnen, so ist dies nicht immer ein Zeichen von Würmern, aber stets ein Zeichen, daß der Darmkanal in Unordnung ist. Ist das Gehirn angegriffen, so stöhnt das Kind im Schlafe, fährt schreiend auf und greift sich wohl auch nach dem Kopfe. Bei ernstem Gehirnleiden ist das Kind schwer zum Bewußtsein zu bringen. An der heißen Haut, dem gerötheten Gesicht und dem beschleunigten Puls erkennt man, ob das Kind Fieber hat. Ist nur ein Backen roth und der andere blaß, so ist Zahnfieber vorhanden. Sind die Nasenlöcher weit aufgetrieben und bewegen sich die Nasenflügel auf und ab, so sind die Athmungsorgane angegriffen und Lungenentzündung im Anzuge.

Zum Fang von Ratten und Mäusen. Ein gutes Mittel, die Mäuse oder Ratten in die aufgestellten Fallen zu locken, ist, den sich in der Falle befindenden Köder mit einem Tropfen Rosenholzöl zu benehen. Der Geruch dieses Oeles, den diese Thiere besonders lieben, zieht sie so unwiderstehlich an, daß sie unfehlbar an den gelegten Köder gehen und so gefangen werden können. Das Rosenholzöl bekommt man in allen Apotheken.

Mäuse und Ratten aus Kellern zu vertreiben. Man bestreiche Wände und Decken der Keller mit einer Kalklösung, der etwas Eisenvitriol zugesetzt wird. In jedes Rattenloch, in jede Bodenrinne, sowie in die Ecken werden Eisenvitriolkristalle gestreut. Der Erfolg ist ein vollständiger; Ratten und Mäuse flüchten aus solchen Räumlichkeiten. Es ist jedoch wesentlich, daß in jedem Frühjahr dieser Anstrich wiederholt wird.

Um die Leuchtkraft des Petroleums zu erhöhen und das Rußen der Flamme zu verhindern, ist es gebräuchlich, etwas Salz in den Ballon zu schütten, welches dem Petroleum die Feuchtigkeit entzieht. Nun hat man aber gefunden, daß Kampfer und Naphthalin noch bessere Dienste leisten. Fünf Gramm Naphthalin einem Liter Petroleum zugesetzt oder halb Kochsalz, halb Kampfer erhöhen nicht nur die Leuchtkraft, sondern bewirken auch ein sparsameres Verbrennen, was bei den diesjährigen hohen Petroleumpreisen nicht zu unterschätzen sein dürfte.

### Humoristisches.

Seine Erholung. „Ich freue mich schon ganz riesig auf die Sommerferien.“ — „Da reisen Sie wohl ins Bad?“ — „Ich nicht — aber meine Gläubiger.“

Arg empfindlich. Schauspieler: „Ich würde die Wohnung sehr gerne miethen, liebe Frau, der starke Verkehr würde mich auch nicht geniren; nur die Pferdebahn — wissen Sie, pfeifen kann ich absolut nicht hören!“

Jungen Herr: „Ich weiß nicht recht, wie ich es anfangen soll, zu einer Verlobung zu kommen. Ich habe darin merkwürdig Bed.“ — Aelterer: „Ich hatte immer das entgegengesetzte Glend — immer die größte Mühe, daß es zu keiner Verlobung kam.“

### Nicht wünschen kann die Welt erlösen.

Von Robert Seidel.

In diesen starren Wintertagen Kommt warmes Wünschen recht in Fl  
Es schmilzt manch eisiges Verzagen  
Durch alter Liebe jungen Gruß;  
Doch wenn der Jammer nagt am Herzen  
Um ein verlor'nes Lebensglück,  
Klebt reicher noch der Quell der Schmerzen,  
Denkt heute er daran zurück.

Wem von des Senfemannes Hieben  
Ein liebes Wesen sank in Staub,  
Wem keine Hoffnung mehr geblieben  
Auf neuen Frieden, junges Laub;  
Dem wünsche ich ein stolz' Entfagen  
Und ein Vergessen endlos, tief,  
Ein kunstvoll Dulden und Ertragen —  
Des Seelenadels echter Brief.

Wer sieglos für das Recht gestritten  
Und für des Volkes Gut und Heil  
Wer für die Wahrheit hat gelitten  
Der Lüge Gift, des Hasses Pfeil:  
Dem wünsche Stärke ich im Glauben  
An der Ideen Sieg und Macht,  
Die Fenster nicht und Daumenschrauben,  
Nicht Lug und Trug zu Fall gebracht.

Und allem Volk, das seufzt in Ketten,  
Das stöhnet unter Druck und Noth:  
Wünsch starkes Wollen ich, zu reiten  
Sich vor der Knechtschaft Schand' und Tod.  
Denn Wurzel alles mächtig Bösen  
Ist feiger Wünsche taule Saat;  
Nicht Wünschen kann die Welt erlösen, —  
Nein, Wollen nur und frische That!

### Füll-Aufgabe.

	m	
	m	
	m	
	m	
	m	

Die leeren Felder vorstehenden Quadrats sind mit je einem der Buchstaben a a e e e e e e e e g k l l l m m n o r zu besetzen, so daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Säugethier;
2. Fluß;
3. preussische Stadt;
4. Fluß;
5. Stadt in Lippe-Detmold.

Die erste Senkrechte ist gleich der ersten Wagerechten.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Rauch.

### Für Rettung von Trunksucht!

versend. Anweisung nach 18jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, keine Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

### Süddeutsche Thierbörse Heilbronn a. Neckar

Organ für Geflügel-, Vogel-, Bienen-, Hunde- u. Fischzucht. Centralblatt v. 70 Vereinen. Unentgeltlich f. jed. Thierfreund, Viehhaber u. Züchter. Inserate 15 Pfg.; durch die große Verbreitung des Blattes (Aufl. 9000 St.) Erfolg sicher. Abonnements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

### C. Kausch • Tuchversand • Ottweiler 69 (Trier) • gegr. 1858

empfehl. zum direkten Bezuge alle besseren Erzeugnisse: Tuch, Buckin, Sammgarn, Cheviot, Anzug-, Paletots-, Loden-, Jagdstoffe etc. Musterauswahl (über 500 Proben) und Aufträge über 20 M. portofrei.

Junges gebildetes 27350

### Mädchen

aus guter Familie sucht baldigt oder p. 1. März Stell. als Stütze in kleiner Familie oder bei allein-steh. Dame. Auf Gehalt wird weniger, jedoch auf gute Behandlung und Familienanschluss gesehen. Gest. Off. unter H. N. 15 an Haasenstein u. Vogler, N.G. Greiz.